



«Nicht die perfekte Lösung»: Grenzzaun bei Ásotthalom, Südungarn.



Illegaler Grenzübertritt gilt wieder als Straftat:

Widerstand an der Hintertür Europas

Hunderte Sicherheitskräfte bewachen die ungarisch-serbische Grenze. Die Schlepper haben längst auf die neue Situation reagiert: Ob Zigaretten- oder Menschenmuggel – alles nur eine Frage der Logistik. Der Bürgermeister von Ásotthalom wehrt sich gegen die illegale Migration. *Eine Reportage von Peter Keller*

Bis die Flüchtlinge kamen, war Ásotthalom eine vergessene Ecke. Die südungarische Grenzgemeinde zu Serbien ist Wikipedia zwei Sätze und ein paar Zahlen wert: Knapp 4200 Einwohner leben auf 122 Quadratkilometern. Viel Landwirtschaft, blühende Obstbäume, Hasen hoppeln über die Strasse, alles topfeben, der Hauptort Szeged, berühmt für sein Gulasch, liegt wenige Autominuten entfernt. Das Klischee-Ungarn ist keine reine Erfindung.

Der Bürgermeister trifft etwas verspätet ein. Man merkt ihm beim Gespräch die Routine an. Im vergangenen Sommer, als täglich tausend, zweitausend Migranten über die Grenze strömten, empfing László Toroczka Journalisten im Stundentakt. Er war es, der einen Zaun, lieber noch eine Mauer forderte, um die Flüchtlingsmassen abzuhalten. Ein paar Monate später folgte ihm die ungarische Regierung, es hagelte internationale Proteste, Merkel schmolte, bis auch andere Länder begannen, Ungarn zu kopieren, am eifrigsten Österreich, das nun den Brennerpass und damit die wichtigste Verbindung nach Italien abschirmt in der Erwartung, dass die Schlepper mit Beginn des Sommers auf das Mittelmeer ausweichen und Italien die Balkanroute ablöst.

Für Toroczka ist die illegale Immigration zum «grössten internationalen Verbrechen» geworden. Die Schmuggler passen sich dem

Markt an – schneller als die Politik reagieren kann. Ob nun Zigaretten oder Menschen verschoben werden, ist für die Mafia nur eine Frage der logistischen Anpassung. Stoppt der Grenzzaun die organisierte Migration, wie es in der westlichen Wahrnehmung den Anschein macht? Der Bürgermeister verneint. «Der Zaun ist nicht die perfekte Lösung, aber viel besser als das, was wir vorher hatten.» Er erinnert an die

«Ich weiss nicht, wie gut Frau Merkel schläft.»

Bilder, die um die Welt gingen, als ganze Flüchtlingsstrecken ankamen, die Menschen in provisorischen Zeltstädten hausten, um dann möglichst schnell weiterzureisen ins gelobte Land von «Mama Merkel». Heute blüht auf den Feldern wieder Raps. Das Bahntrasse, auf dem Tausende Migranten von Serbien nach Ungarn zogen, liegt verlassen da. Der Zugverkehr wurde eingestellt.

Von der EU im Stich gelassen

Illegaler Grenzübertritt gilt wieder als Straftat in Ungarn. Statt Asyl gibt es für die Migranten eine Verurteilung. Aber im Gefängnis landen sie nicht, es hat zu wenig Plätze. Sie erhalten

eine Kombination aus Landesverweis und Einreiseverbot. «Das heisst, sie dürfen hier nicht bleiben, aber sie können weiterreisen nach Westeuropa, zum Beispiel in Ihr Land.» Ein Lächeln huscht über Toroczka's Gesicht.

Er erzählt weiter, mit welchen Methoden die Schmuggler die Sicherheitskräfte auszutricksen versuchen, und nur manchmal fällt ihm der passende englische Ausdruck nicht ein, dann hilft Verena, die in der Administration seiner Gemeinde arbeitet, weiter. Er entschuldigt seine Lücken, er sei müde, habe kaum geschlafen. Toroczka wohnt nur hundert Meter von der Grenze entfernt auf seiner Farm, und auch diese Nacht ist er geweckt worden wegen des Lärms und des Hundegebells, wenn die Polizei nach illegalen Migranten fahndet. «Um drei bis vier Uhr in der Früh ist am meisten los. Dann kommen die Schlepper, schneiden den Zaun durch und schleusen die Leute durch.» Er habe drei kleine Kinder, eines ist erst einen Monat alt. «Sie können sich vorstellen, wie unruhig die Nächte sind», er macht eine Pause und fügt an: «Ich weiss nicht, wie gut Frau Merkel schläft.»

Die Ernüchterung über die EU ist gross in der Gegend. Man fühlt sich im Stich gelassen. Schlimmer noch, Brüssel trage entscheidend Verantwortung an der ganzen Situation. Bis 2012 war das Problem der illegalen Grenzüber-



aufgegriffene Migranten.

tritte praktisch inexistent. Dann sei der erste Migrant in Ásotthalom aufgetaucht, ein Sudanese, «so schwarz, dass sich meine Kinder erschreckt haben». Sie hatten noch nie zuvor einen Afrikaner gesehen. «Ich verstand nicht, was passierte. Erst später erfuhr ich, dass Brüssel die ungarische Regierung angewiesen hatte, ihre Migrationsgesetze anzupassen.» Vorher (wie jetzt wieder) war es eine Straftat, die Grenze illegal und ohne Dokumente zu überqueren, was irgendjemand in Brüssel bemerkt haben musste. «Wir hätten nicht diese Masse von illegalen Migranten, wenn die EU nicht selber dafür gesorgt hätte.» Er hat daraus seine symbolischen Konsequenzen gezogen und die EU-Flagge am Gemeindehaus abgehängt. Sie komme erst wieder hinauf, wenn Europa seine Politik ändere und die Ungarn hier an der Grenze richtig unterstütze.

Sandor wartet. Er trägt einen Kampfanzug und nimmt uns mit in einem weissen Pick-up der Gemeinde. Ásotthalom Mezöörség Patrol. Der Bürgermeister hat eine kommunale Schutzpatrouille eingerichtet. Kurz vor Mitternacht sind wir über Feldwege am Grenzsaun angelangt. Viel ist nicht zu erkennen. Alle zwei, drei Minuten fährt ein Polizei- oder Militärauto vorbei, Scheinwerfer leuchten ins serbische Gebiet. Der Blick durch die Wärmebildkamera lässt Wildtiere erkennen, die äsen und dann wieder mit hoherhobenem Haupt zu lauschen scheinen. Von illegalen Migranten keine Spur. Die Schlepper kämen erst später. Wir müssen gehen, es gibt keine Bewilligung, die möglichen Zugriffe aus der Nähe mitzuverfolgen. Auf der Rückfahrt wird man das Gefühl nicht los, die Leute von Ásotthalom möchten den ausländischen Besuchern mehr Spektakel bieten, als effektiv da ist.



Bilder, die um die Welt gingen: Bahntrasse, auf dem 2015 der grosse Flüchtlingstreck durchzog.

Ein Irrtum. Frühmorgens ist Sandor bereits in der Unterkunft und zeigt Bilder und Videos der vergangenen Nacht. Insgesamt 53 Personen wurden festgenommen. Alles junge Männer, kein einziger sei aus dem syrischen Kriegsgebiet. Die Mehrheit, die jetzt über die

Sind die Schleuser erst einmal am Draht, lässt sich der Durchgang in Sekundenschnelle bewerkstelligen.

Grenze komme, stamme aus dem Iran und Irak, aus Afghanistan, Pakistan, Bangladesch und Marokko. Eine Aufnahme zeigt Männer im weissen Scheinwerferlicht der Polizei, ein anderes Bild die ganze Gruppe nach Sonnenaufgang. Sie sitzen am Boden, immer zu zweit mit Kabelbindern aneinandergefesselt. In den Gesichtern mischen sich Angst, Hass und Genugtuung.

Weggeworfene Kleider säumen den Weg

Die Verhaftung sei eine grosse Überraschung für alle, erklärt später der Bürgermeister. Vorher seien die Migranten arrogant und fordernd gewesen, sie gingen davon aus, sie hätten ein Recht darauf, nach Europa zu kommen, und Anspruch auf ein Haus und Unterstützung. Gleichzeitig wissen die jungen Männer, dass sie trotz Festnahme eine entscheidende Etappe hinter sich gebracht haben. Sie sind im Schengen-Kernland angekommen. Serbien nimmt die Eindringlinge nicht zurück, Ungarn bringt sie zwar vor Gericht, aber nicht ins Gefängnis – die Reise geht weiter, Richtung Westen, Richtung Skandinavien, von wo sie kaum eine Zwangsrückführung in ihre Heimatstaaten zu befürchten haben.

Sandor, der Fahrer von der kommunalen Feldwache, macht Feierabend, nach 24 Stunden Dauereinsatz. In drei Tagen wird er erneut auf Schicht gehen, dazwischen arbeitet er, wie die meisten hier, in der Landwirtschaft. Wir gehen nochmals zur Grenze, dieses Mal bei Tageslicht und mit Tomas, der ein paar Brocken Englisch spricht. Kilometerlang erstreckt sich der gut drei Meter hohe Zaun quer durch Wiesen und Wälder. Auf der ungarischen Seite befindet sich eine breite, staubige Piste, die sich bei Regen in ein schlammiges Etwas verwandelt. Alle paar hundert Meter kommt uns eine Zwei-Mann-Patrouille entgegen, zusätzlich fahren Militärfahrzeuge hin und her. Die Sicherheitskräfte sind alle bewaffnet, Drohnen surren über unseren Köpfen. Wir halten an, ein Armeeinghöriger zeigt ins nahe Gebüsch, dort befindet sich eine Gruppe Migranten, etwa dreissig Meter vom Zaun entfernt. Vielleicht ruhen sie sich aus, bis es dunkel wird, oder sie werden es noch am Tag versuchen. Auf der Rückfahrt sitzen tatsächlich vier Personen am Strassenrand und warten auf den Abtransport.

Am Geflecht sind immer wieder kleine rote Markierungen auszumachen. Sie zeigen an, wo der Zaun bereits durchtrennt wurde. Eine Firma ist rund um die Uhr damit beschäftigt, die Löcher zu flicken. In regelmässigen Abständen sind kleine Schilder angebracht mit der Aufschrift «Kein Aluminium». Auf Nachfrage erklärt Tomas, das sei wegen der Zigeuner. Wäre das Material aus dem edleren Aluminium, würde es schnell verschwinden. Weggeworfene Kleider, Schuhe und anderer Abfall säumen den Weg.

Sind die Schleuser erst einmal am Draht, lässt sich der Durchgang in Sekundenschnelle



Weiterreise ins gelobte Land: Zeltlager ausserhalb von Ásotthalom, 2015.

«Wir wissen, was multikulturell ist»: Bürgermeister Toroczkaï.

bewerbstelligen. Die Balkanroute ist alles andere als dicht. Aber der Strom ging zurück: Statt tausend und mehr kommen jetzt pro Tag fünfzig bis hundert in Ásotthalom über die Grenze. Auf der serbischen Seite sind vereinzelt Bauern an der Arbeit. Die Felder reichen unmittelbar bis zum Zaun. Von Soldaten oder Fahrzeugpatrouillen ist nichts zu sehen. Pro Kopf kassieren die lokalen Schlepper 150 Euro, bloss um die Migranten zum Zaun zu führen und ihn mit einer Drahtschere zu öffnen. Bei einem durchschnittlichen Monatseinkommen von weniger als 200 Euro ein lukratives Geschäft.

Neue Taktik der Schlepper

Tomas erzählt, wie er bei einer nächtlichen Kontrollfahrt durch seine Wärmebildkamera einen Mann auf der anderen Seite entdeckt habe, der ebenfalls das Terrain mit einer Wärmebildkamera absuchte. Offensichtlich ein Schmuggler. Er habe dann auf dem serbischen Posten angerufen und seine Beobachtung gemeldet. Dort habe man ihm beschieden, man könne nichts tun, sie hätten nur zwei Mann auf Tour, und die seien gerade anderswo beschäftigt. Bei den Ungarn sind nonstop 100 bis 150 Leute im Einsatz, und das allein in Ásotthalom mit seinen fünfundzwanzig Kilometern Grenze. Insgesamt ist die gemeinsame Grenze mit Serbien über 170 Kilometer lang.

Wir fahren wieder zurück. Tomas hält kurz an, springt raus, pflückt sich zwei Fliederzweige, die gerade blühen, und steckt sie in den Filter der Lüftung im Auto. «Natural», lächelt Tomas, und es breitet sich ein lieblicher Duft aus, der so gar nicht zu den Geschehnissen rundherum passen will. Viele seiner Freunde und Bekannten seien ins Ausland gezogen, die meisten arbeiten in England. Er selber will nicht gehen, seine Familie ist hier, sein Herz gehört Ásotthalom und Ungarn.

Inzwischen erfahren wir mehr Details über die letzte Nacht. Eine Frau habe sich mit zwei

weinenden Kindern genähert. Während die ungarischen Sicherheitskräfte herbeieilten, sei ein paar hundert Meter weiter weg die grosse Gruppe durch den Zaun gedrungen. Das sei die neue Taktik der Schlepper, ablenken und in der Nähe die eigentliche Klientel der Wirtschaftsmigranten über die Grenze schaffen.

Ásotthaloms Bürgermeister ist auf dem Sprung in die nationale Politik. Jobbik, die rechte Oppositionspartei im Land, umwirbt den bislang parteilosen László Toroczkaï. Er hat eine schillernde politische Vergangenheit hinter sich, die meisten westlichen Medien bezeichnen ihn als Rechtsextremen, man könnte ihn aber auch als «Linksaktivisten» mit umgekehrten Vorzeichen sehen. Wie so viele leidet er an der Teilung Ungarns, am Vertrag von Trianon (1920), der das ehemalige Königreich auf einen Drittel seines Territoriums schrumpfen liess. Bis heute gibt es bedeutende ungarische Minderheiten in den Nachbarstaaten, auch hier jenseits der Grenze. Toroczkaï möchte seine Landsleute zurückholen, dafür gründete er mit Anfang zwanzig eine nationalistische Jugendorganisation, provozierte in Serbien die Regierung, sass dafür im Knast.

Inzwischen ist er Familienvater und habe seine wilden Jahre abgestreift. Nicht aber sein Selbstbewusstsein. In einer Videobotschaft wendet er sich direkt an die Migranten und ihre Helfer, der Film ist unterlegt mit martialischer Musik; Sicherheitskameras, Soldaten, Hunde, die Grenzbefestigung werden gezeigt. Dazwischen immer wieder Toroczkaï, der mit ruhiger Stimme erklärt, dass jeder willkommen ist, der sich an Recht und Ordnung halte. Wer aber illegal nach Westeuropa gelangen wolle, solle besser die Route durch Kroatien und Slowenien nehmen und nicht jene durch sein Heimatland. «Ungarn ist eine schlechte Wahl.» Pause, Schnitt, Zoom auf den Bürgermeister: «Ásotthalom die schlechteste.» Ein Gruppenbild zeigt ihn mit Sonnenbrille auf dem Feld, hinter ihm ist die kommunale Miliz

aufgereiht – als Gegenprogramm zu Merkels «Willkommenskultur».

Europa retten

Während das linksliberale deutsche Nachrichtenmagazin *Stern* im Bau des Grenzzauns «Das Ende Europas» erblickt, sieht Toroczkaï darin genau das Gegenteil, nämlich die Rettung des Kontinents vor einer masslosen Migration, die nicht zu bewältigen sei. Im Juni 2015 warnte er in einem Fernsehinterview auf Arte, dass Terroristen an der «Hintertür Europas» einwandern würden. Der Kommentar tat die Befürchtungen als «irrationale Ängste der Bevölkerung» ab. Das war vor den grossen Anschlägen in Paris und Brüssel. Inzwischen seien die Journalisten vorsichtiger geworden, sagt Toroczkaï. «Ihnen dämmert langsam, was hier passiert.»

«Wissen Sie, ein Teil meiner Familie ist ebenfalls geflüchtet. Ende der achtziger Jahre verliessen sie das kommunistische Ungarn.» Sie mussten in einem geschlossenen Lager auf ihre Anerkennung warten. Seine Frau kommt aus Rumänien. Er hat italienische, kroatische, deutsche Vorfahren, dazu kommen die Verwandten, die in der ganzen Welt leben. Seine Schwester ist mit einem Ire verheiratet. An Weihnachten würden sie englisch miteinander reden. «Wir wissen, was multikulturell ist. Aber Sie können nicht mehrere Millionen Menschen aus total unterschiedlichen Kulturen in Ihrem Land in so kurzer Zeit integrieren.» Das werde zu blutigen Konflikten, zu Terror und Kriminalität führen. Toroczkaï verabschiedet sich, seine Agenda ruft. Bis jetzt sieht er keinen Grund, von seiner Mission abzuweichen.

Peter Keller ist SVP-Nationalrat und freier Autor der *Weltwoche*. Er reiste Ende April privat ins ungarisch-serbische Grenzgebiet.